

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 1

Artikel: "Ich bekenne, ich habe gelebt" : Pablo Nerudas Erinnerungen als Beispiel einer möglichen Autobiographie
Autor: Loetscher, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich bekenne, ich habe gelebt»

Pablo Nerudas Erinnerungen als Beispiel einer möglichen Autobiographie

Ein plakativer Titel; er nimmt sich geradezu programmatisch aus. Da ist im Titel schon von Konfession die Rede, und man kann mit Recht vermuten, hier hole einer weit zum Geständnis aus. Wer aber mit der Autobiographie Pablo Nerudas «*Ich bekenne, ich habe gelebt*¹» das grosse Bekenntnisbuch erwartet, muss sich bald enttäuscht sehen. Was nicht heisst, dass es da nicht Grossartiges und Verpflichtendes, Provokatives und Überraschendes zu lesen gäbe – man hat mit diesen Memoiren ein herausragendes Dokument von Zeitgenossenschaft vor sich.

Aber wie soll ein Mann zum Grossbekenntnis ausholen, wenn er schon immer versucht hat, sein Leben offen darzulegen, so dass es kaum Verstecktes oder Verheimlichtes gibt? Jedenfalls nicht in jener doppelbödigen Manier, die eines Tages nach dem «*mea culpa, mea maxima culpa*» verlangt. Wo die Tür offen steht, bietet der Blick durchs Schlüsselloch keine Attraktion.

In welchem Masse bei diesem Lyriker das eigene Leben schon immer in seinem Œuvre präsent ist, wird deutlich, wenn man ihn mit anderen bedeutenden Lyrikern der neueren Zeit vergleicht: Mit seinem «*Canto general*²», dem «*Allgemeinen Gesang*», bekundet Neruda den gleichen Willen zur Universalität wie ein Ezra Pound; aber bei Neruda ist diese Universalität immer bewusst persönlichkeitskonzentriert. Und wenn man die Oden eines Saint-John Perse zum Vergleich herbeizieht, werden die Oden des Elementaren bei dem Franzosen immer intellektueller sein, vielleicht kunstvoller und vielleicht auch esoterischer; auf jeden Fall verzichten sie auf jenen unmittelbaren Einstieg, der für Neruda unerlässlich ist.

Und man kann sich anderseits kaum einen grösseren Gegenpart zu Neruda vorstellen als den bei uns immer wieder übersehenden Portugiesen Fernando Pessoa, der sich mit jedem Gedichtband hinter einem neuen Pseudonym verbirgt, um die eigene Person sogar als Autor auszuschalten.

Neruda ist aber auch nicht zum Lyriker der Subjektivität geworden, wie dies bei Rainer Maria Rilke der Fall ist. Der Unterschied lässt sich zum Bei-

spiel an ihren Briefen illustrieren. Nach dem Erfolg, den die Memoiren Nerudas erlebten, folgte konjunkturgerecht ein Band «*Liebesbriefe*³». Liebesbriefe von einem Dichter, der mit einem seiner ersten Bände Verse veröffentlichte, die zum festen Zitatenschatz der jungen Lateinamerikaner wurden und deren Titel schon selber ein Vers ist: «*Zwanzig Liebesgedichte und ein Lied der Verzweiflung*⁴» – durfte man da nicht erwartungsvoll sein? Aber abgesehen von interessanten biographischen Details brachten diese Liebesbriefe keine Offenbarung, obwohl sie an Albertina Rosa gerichtet waren, die Frau, welche das Frühwerk des Dichters wesentlich mitbestimmte. Neruda erwies sich nicht als bedeutender Briefschreiber, er konnte dies kaum sein. Jedenfalls nie im Ausmass eines Rilke. Neruda hat sein autobiographisches Material in die Lyrik gesteckt, so dass für die Korrespondenz wenig übrig blieb.

Man könnte dafür bei Neruda aus seinem Werk eine lyrische Autobiographie zusammenstellen – eine Anthologie, wo jede wichtige Lebensstation ihre entsprechenden Gedichte hätte: angefangen von der Kindheit im Süden Chiles bis zu den letzten tragischen Ereignissen in seinem Leben, dem Sturz Allendes durch die putschierenden Generäle. Eine Anthologie, die eine Weltläufigkeit besäße wie kaum die eines andern Lateinamerikaners; sie reicht thematisch von Chile bis in den Fernen Osten, Europa wie das gesamte Lateinamerika umfassend, sie begäne im äussersten Winkel der Welt, in Temuco, und hätte am Ende eine ganze Epoche durchlaufen.

Bei einer solchen Anlage eines dichterischen Werkes kann eine Autobiographie nur Hand in Hand zum Œuvre gehen. Es ist bezeichnend, dass sich über einzelnen Kapiteln der Autobiographie Überschriften finden, die auch über Gedichtsammlungen stehen – «*Spanien im Herzen*» oder «*Das Vaterland in der Finsternis*». Das bedeutet nun aber nicht, dass man die Autobiographie nur als Ergänzung lesen kann, sondern es bedeutet, dass die Autobiographie aus gleichen Impulsen und im gleichen Geiste entstand.

Die Autobiographie wird um so mehr Parallele zum künstlerischen Schaffen sein, da sich bei Neruda Privates und Öffentliches nicht trennen lassen. Es stellt ja eine faszinierende Erfahrung dar zu verfolgen, wie Nerudas Werk Buch um Buch an Universalität gewinnt, wie die ersten privaten Liebesgedichte Kreise ziehen, wie sich zu ihnen solche über Freunde und Kampfgefährten gesellen, über Revolutionäre und historische Figuren, wie sich das persönliche Leiden zusehends ausweitet zum Leiden aller Unbekannten.

Aber Neruda bleibt auch dann, als das politische und das soziale Gedicht seinen Anspruch stellt, ein Dichter der persönlichen Liebe. Mit fünfundfünfzig Jahren veröffentlicht er seine «*Hundert Liebessonette*». Er teilt nicht die Angst so vieler engagierter Dichter, das Lob der Frau hindere ihn an seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen. Bei Neruda erhält die Verpflichtung gegenüber der Sozietät gerade aus seiner eingestandenen und besun-

genen Liebesfähigkeit das Sinnlich-Fassbare und das Hoffnungsvoll-Verbindliche. Die Liebe wandelt sich zur Solidarität. Man kann sein Œuvre als kontinuierliche Neubestimmung dieser Solidarität verstehen.

Die ständige thematische Ausweitung lässt sich auch an seinem Hauptwerk aufzeigen, dem «*Canto general*»: aus einem Band über Chile wurde einer über Lateinamerika. Die Solidarität mit dem eigenen Land wurde zur Solidarität mit einem immer misshandelten und ausgebeuteten Kontinent. Keiner wie er wurde der Sänger des lateinischen Amerika: die Entdecker und Konquistadoren, die Befreier und die Tyrannen, das koloniale Zwischenspiel und die neuen Besitzer, die Kommunarde und die Advokaten des Dollars, die verratenen Kampfplätze und die Indios – Namen um Namen, Thema um Thema schliessen sich aneinander zu einem enzyklopädischen Werk, das nicht nur innerhalb der lateinamerikanischen Literatur einen singulären Platz einnimmt – singulär in Absicht und Gelingen.

Bei einer solchen Grundhaltung kann eine Autobiographie nie zum «Doppel Leben» werden. Der Wille allerdings, Leben und Werk zur Deckung zu bringen, heisst noch nicht, dass alles zur Deckung käme. Es gibt auch hier das Doppeldeutige und Ambivalente. Die Widersprüche, die unvermeidlichen wie die vermeidbaren.

Es gab immer eine Reihe von Vorkommnissen, derentwegen Neruda kritisiert und attackiert wurde, derentwegen es zu Spekulationen und zu Verdächtigungen kam. Wie zum Beispiel, dass seinerzeit ein Gedichtband «*Die Verse des Kapitäns*⁵» ohne Nennung des Autors erschien. Für solche Momente bietet die Autobiographie die Möglichkeit von Aufklärung und Richtigstellung:

«In Capri beendete ich ein Buch der leidenschaftlichen, schmerzlichen Liebe, das bald darauf in Neapel anonym veröffentlicht wurde: «Die Verse des Kapitäns». Ich werde jetzt die Geschichte dieses Buches erzählen – es ist eines meiner umstrittensten Bücher. Lange war es ein Geheimnis, lange trug es keinen Namen auf dem Deckel, als verleugnete ich es oder als kenne das Buch seinen Vater nicht. So wie es natürliche Söhne gibt, Söhne natürlicher Liebe, so waren die Verse des Kapitäns ein natürliches Buch. Die darin enthaltenen Gedichte wurden da und dort während meines europäischen Exils geschrieben. Sie wurden 1952 anonym in Neapel gedruckt. Meine Liebe zu Mathilde, die Sehnsucht nach Chile, die Leidenschaften des Mitmenschen füllten die Seiten dieses Buches, das viele Auflagen hindurch keinen Verfasser nannte.»

Einige argwöhnische Kritiker schrieben dem anonymen Erscheinen eines Buches politische Motive zu. «Die Partei hat sich widersetzt, die Partei hat es nicht genehmigt», sagten sie. Doch das war nicht wahr. Zum Glück widersetzt sich meine Partei keinem Ausdruck der Schönheit. Wahr allein ist dies: lange Zeit wollte ich nicht, dass die Gedichte Delia, von der ich mich getrennt hatte,

kränkten. Delia del Carril, zarte Mitreisende, Faden aus Stahl und Honig, die mir in den tönenenden Jahren die Hände band, war achtzehn Jahre lang meine vorbildliche Gefährtin gewesen. Dieses Buch, in jäher, glühender Leidenschaft entstanden, würde ihr zartes Gefüge treffen wie ein Steinschlag. Dies und nichts anderes waren die tiefen, persönlichen, zu respektierenden Beweggründe seiner Namenlosigkeit. Dann wurde das Buch, noch namen- und vornamenlos, ein natürlicher tapferer Mann. Er bahnte sich seinen Weg ins Leben, ich musste ihn schliesslich anerkennen. Inzwischen ziehen durch die Strassen, das heisst, durch Buchläden und Bibliotheken, die Verse des Kapitäns mit dem Namen des echten Kapitäns.»

Nicht alle Unklarheiten in Nerudas Biographie lassen sich auf diese Weise mit Information klären. Es gibt dunklere, umstrittenere Punkte, die schwieriger zu erhellen sind. Dann etwa, wenn es sich um die Stellung des Schriftstellers innerhalb des internationalen Kommunismus handelt; wenn es um den Vorwurf geht, er sei als Mitglied der Kommunistischen Partei Chiles überzeugter Stalinist gewesen; wenn sich die Frage stellt, wie es zu vereinen ist, dass er auf der einen Seite die Stimme gegen Terror und Diktatur erhebt und auf der andern einen Diktator wie Stalin besingt.

«Viele haben mich für einen überzeugten Stalinisten gehalten. Faschisten und Reaktionäre haben mich als einen lyrischen Exegeten Stalins hingestellt. Nichts dergleichen regt mich auf. In einer teuflisch wirren Zeit sind alle Schlussfolgerungen möglich. Für uns Kommunisten war die Einsicht, dass der Feind in manchen Aspekten des Problems Stalin recht hatte, eine private Tragödie. Dieser erschütternden Enthüllung folgte ein schmerzhafter Bewusstseinszustand. Einige fühlten sich getäuscht, machten sich erbost den Standpunkt des Feindes zu eigen und gingen mit fliegenden Fahnen zu ihm über. Andere dachten, die beim 20. Parteitag enthüllten Tatsachen seien dazu angetan, die Rechtschaffenheit einer Kommunistischen Partei zu beweisen, die, überlebend, der Welt die historische Wahrheit zeigte und ihre eigene Verantwortung auf sich nahm.

Wenn es wahr ist, dass die Verantwortung uns alle betraf, so schenkte die Tatsache, dass jene Verbrechen angeprangert wurden, uns die Selbtkritik und die Analyse, wesentliche Elemente unserer Lehre wieder und gab uns die Waffen in die Hand, um die Wiederholung solch schrecklicher Dinge zu verhindern. Meine Position ist folgende gewesen: Aus der mir unbekannten Finsternis der stalinistischen Ära tauchte vor meinen Augen der erste Stalin auf, naiver Prinzipienreiter, nüchtern wie ein Einsiedler, titanischer Verteidiger der russischen Revolution. Überdies wuchs dieser kleine Mann mit dem gewaltigen Schnauzbart im Krieg zum Riesen an; seinen Namen auf den Lippen griff die Rote Armee die Festung der Hitlerdämonen an und legte sie in Schutt und Asche. Trotzdem widmete ich nur ein einziges Gedicht dieser machtvollen Persönlichkeit, und zwar anlässlich seines Todes. Es ist in jeder Ausgabe meiner gesammelten

Werke. Der Tod des Zyklopen aus dem Kreml fand ein kosmisches Echo. Der Wald der Menschen erzitterte. Mein Gedicht suchte jene irdische Panikstimmung einzufangen.»

Ohne Folgen blieben die stalinistischen Erfahrungen allerdings nicht. So schreibt Neruda anlässlich seines zweiten China-Besuches:

«Was mich am chinesischen Prozess abgestossen hat, war nicht Mao Tsetung, sondern der Mao-Tse-tungismus. Das heisst der Mao-Stalinismus, die Wiederholung eines sozialistischen Götterkultes.»

Vergleicht man die Sätze Nerudas mit den Stellungnahmen anderer prominenter Kommunisten aus nichtsozialistischen Ländern nach den Enthüllungen des 20. Parteikongresses, nehmen sich die Ausführungen Nerudas recht einfach und vielleicht allzu einfach aus. Er hält sich rascher an die Metapher, als dass er bei der Analyse bliebe. Aber seine Stärke ist nicht die intellektuell-ideologische Auseinandersetzung. Seine Stärke ist nicht der Disput, sondern seine Fähigkeit zur Betroffenheit, eine Betroffenheit, die imstande ist, ein, man möchte fast sagen, liberales Geständnis zu formulieren:

«Ich will in einer Welt ohne Exkommunizierte leben. Ich werde niemanden exkommunizieren. Ich werde morgen auch nicht zu dem Priester sagen: Sie können niemanden taufen, weil Sie ein Antikommunist sind. Ich würde auch nicht zu dem nächsten sagen: Ich werde Ihr Gedicht, Ihre Schöpfung nicht drucken, weil Sie Antikommunist sind. Ich will in einer Welt leben, in der die Menschen nur menschlich sind, ohne jeden andern Titel als diesen, ohne sich eine Regel in den Kopf zu setzen, ein Stichwort, ein Etikett.»

Bei den Bekennissen und Rechtfertigungen kann Neruda zuweilen aber eine geradezu geniale Unbekümmertheit zur Schau stellen. Es gibt kaum einen zweiten Autor der modernen Weltliteratur, der mit solcher Ungebrochenheit ein so schwer belastetes Wort wie «Glück» in den Mund nimmt. Man hat ihm verschiedentlich vorgeworfen und vorgerechnet, er führe in seiner Heimat, auf der Insel Isla Negra, das Leben eines vermögend-verwöhnten Mannes, das mit der Mehrheit seiner Landsleute kontrastiert, deren Elend Stoff für seine Gedichte lieferte:

«Es wundert mich nicht, wenn aufgeklärte Wochenblatt-Essayisten sich um mein materielles Wohl sorgen, wobei die Selbstsucht keinen Anlass zur Kritik geben sollte. Ich verstehe, dass der Verdacht fremden Glücks viele beleidigt. Doch ist es eine Tatsache, dass ich innerlich glücklich bin. Ich habe ein ruhiges Gewissen und einen unruhigen Verstand.

Die Kritiker, die den Dichtern einen höheren Lebensstandard vorzuwerfen scheinen, möchte ich auffordern, stolz darauf zu sein, dass Gedichtbände überhaupt gedruckt und verkauft werden, dass sie ihre Mission, nämlich die Kritiker zu beunruhigen, erfüllen. Sie sollten frohlocken, dass Autorenrechte bezahlt werden und dass mindestens einige Autoren von ihrer verfluchten Arbeit leben

können. Diesen Stolz müsste der Kritiker verkünden, statt Haare in der Suppe zu finden.

Als ich daher vor kurzem die Zeilen las, die ein junger brillanter geistlicher Kritiker mir widmete, schien er mir trotz seiner Brillanz nicht weniger auf dem Holzweg. Ihm zufolge roch meine Dichtung nach Glücklichsein. Er verschrieb mir den Schmerz. Im Einklang mit dieser Theorie würde ein Blinddarm vorzügliche Prosa und eine Bauchfellentzündung womöglich hehre Gesänge erzeugen. Ich arbeite weiter mit meinem Material, das ich habe und bin. Ich bin ein Allesfresser von Gefühlen, Menschenwesen, Büchern, Ereignissen und Schlachten. Ich würde die ganze Erde aufessen. Ich würde das Meer austrinken.»

Das schlechte Gewissen ist, wie man sieht, für Neruda keine Muse, die sonst so viele zu Autobiographien und artverwandten Tagebüchern inspirierte. Wie den Genfer Amiel etwa, der Tag für Tag in seinen intimen Tagebüchern mit sich abrechnete und am Anfang jener Literatur des schlechten Gewissens steht, wie sie der französischen Literatur der Schweiz seither als Tradition eignet.

Das Verhalten Nerudas ist auch weit entfernt von dem Montaigneschen Bedürfnis nach «sincérité». Nach jener Sincerität, die in unserem Jahrhundert ein André Gide mit aller Konsequenz und aller Akribie gesucht hat. Eine Sincerität, die das Grundthema der französischen Moralisten darstellt, wobei in Frankreich ja nicht der als Moralist gilt, der Moral verkündet, sondern der die Probleme der Moral aufdeckt und darstellt.

Nicht dass Neruda in seiner Autobiographie auswiche. Auch bei ihm finden sich die klassischen Elemente der Selbstdarstellung wie Selbstkritik, Bekennen und Rechenschaftsbericht. Aber die Gewissensforschung nimmt einen knappen Raum ein, sie wird bei Gelegenheit und per Passage betrieben.

Die Autobiographie ist für Neruda nicht in erster Linie Anlass, sich über die eigene Person zu beugen und in sie hineinzufragen. Die Person für sich allein genommen, ihre innersten Regungen und Reaktionen machen nicht sein Interesse aus. Er verwirft von vornherein jede Art der Nabelschau. Natürlich trifft man dennoch die Selbstauskunft an, wenn Neruda berichtet, wie er als junger Provinzler nach Santiago kam, wie schüchtern er als Student war und wie er mit der «Wut des Schüchternen» in die Poesie floh. Und es gibt bei ihm auch die Selbstinterpretation, etwa wenn er darlegt, man habe den Einfluss des Fernen Ostens auf seine Dichtung stets überschätzt.

Selbstverständlich gibt auch er Einblick in Gewohnheiten und Vorlieben, die sich nicht ohne weiteres mit dem grossen Sänger verbinden, wenn er von Galionsfiguren als seinem beliebtesten Spielzeug spricht, von seiner Leidenschaft, alte Bücher zu sammeln, oder von seinem Interesse als Mollusken-spezialist. Und man wird über Episoden orientiert, die nicht so bekannt sind,

wie etwa, wenn er erzählt, weswegen er während des Zweiten Weltkrieges den diplomatischen Dienst in Mexiko quittierte:

«*Durch die kalten und heissen Kriege war der Konsulardienst entehrt und machte jeden Konsul langsam zu einem Automaten ohne Persönlichkeit, der nichts entscheiden durfte und dessen Arbeit verdächtig in die Nähe des Polizeidienstes gerückt wurde. Der Minister verlangte von mir, dass ich die rassische Herkunft der Leute feststellte, ob sie Afrikaner, Asiaten oder Israeliten waren. Kein Angehöriger dieser Menschengruppen durfte nach Chile einreisen. Die Albernheit ging so weit, dass ich selber eines ihrer Opfer wurde, als ich ohne einen Centavo vom chilenischen Fiskus eine Zeitschrift gründete. Ich nannte sie ‹Araukanien› und schmückte die Titelseite mit dem Bild einer schönen Araukanierin, die mit allen Zähnen lachte. Das damalige Aussenministerium betrachtete das als Missachtung und erteilte mir einen strengen Verweis. Die Araukanier wurden bekanntlich vernichtet und schliesslich vergessen oder besiegt, und die Geschichtsschreiber sind die Sieger oder die Nutzniesser des Sieges. Es gibt wenig Rassen auf der Erde, die mehr Würde haben als die araukanische. Eines Tages werden wir araukanische Universitäten und auf araukanisch gedruckte Bücher haben; dann werden wir erkennen, was wir an Klarheit, an Reinheit und vulkanischer Energie verloren haben.*

Die absurd rassischen Ansprüche einiger südamerikanischer Nationen, selbst Erzeugnisse vielfältiger Kreuzungen und Mischungen, sind eine Erbsünde der Kolonialzeit. Diese wollen nur ein Forum schaffen, auf dem eine Handvoll makelloser Weisser oder Weisslicher in Gesellschaft auftreten, um sich vor reinen Ariern und feintuenden Touristen aufspielen zu können. Zum Glück ist das nun bald alles überholt, und die UNO füllt sich mit schwarzen und mongolischen Vertretern, das heisst, das Laubwerk der menschlichen Rassen zeigt mit dem Saft aufsteigender Intelligenz alle Farben seiner Blätter. Schliesslich war ich der ganzen Sache müde und gab eines Tages meinen Posten als Generalkonsul auf.»

Auch wenn die eigene Person in dieser Autobiographie zuweilen zum Gegenstand wird, der Schreibende treibt keine Introspektion, er richtet den Blick nicht nach innen, sondern nach aussen. Die eigene Person ist Anlass, um von der Welt Erfahrungen zu machen, und die Autobiographie ist Anlass, um von dieser Welterfahrung berichten zu können.

Vor den Memoiren hat Neruda kaum Prosa veröffentlicht, sieht man von einem schmalen Bändchen ab, das der junge Neruda herausgab. Die Publikation «*Meine Kindheit und meine Dichtung*» aus dem Jahr 1964 wurde in die Autobiographie integriert. Wenn diese Autobiographie Anlass ist, um von Welterfahrung zu berichten, heisst dies auch, dass der Lyriker zum Erzähler wird, und es ist überraschend und eindrücklich, wie dieser Lyriker in seiner Autobiographie als hervorragender Prosaist auftritt:

«Ich werde Euch eine Vogelgeschichte erzählen. Auf dem Budi-See wurde wütend Jagd auf Schwäne gemacht. Man näherte sich ihnen heimlich in Booten, dann ruderte man rasch... Die Schwäne fliegen schwerfällig auf wie Albatrosse, zuerst müssen sie auf dem Wasser Schlittschuh laufen. Schwerfällig heben sie die Flügel. Man holt sie ein und macht ihnen mit Knüttelhieben den Garaus.

Man brachte mir einen halbtoten Schwan. Es war einer dieser wunderbaren Vögel, die ich nicht mehr auf der Welt gesehen habe, der Schwan mit schwarzem Hals. Ein Schneeschiff mit schlankem, wie mit einem schwarzen Seidenstrumpf bekleideten Hals. Der orangefarbene Schnabel und die roten Augen.

Es war am Meer, in Puerto Saavedra, Süd-Imperial.

Man brachte ihn mir fast tot. Ich wusch seine Wunden und schob Brot- und Fischbrocken in den Rachen. Er erbrach alles. Dennoch erholte er sich von seinen Verletzungen und begann zu begreifen, dass ich sein Freund war. Und ich begann zu begreifen, dass die Sehnsucht ihn töten würde. Ich trug den schweren Vogel in meinen Armen durch die Gassen und brachte ihn zum Fluss. Er schwamm ein wenig neben mir, ich wollte, dass er fischte, und zeigte ihm die Steinchen am Grund, den Sand, auf dem die silbrigen Fische des Südens dahinglitten. Aber er blickte mit traurigen Augen in die Ferne.

Jeden Tag mehrmals, zwanzig Tage lang, brachte ich ihn zum Fluss und trug ihn nach Hause. Der Schwan war fast so gross wie ich. Eines Nachmittags war er versonnener als sonst, schwamm neben mir, aber liess sich nicht von den Spitzmäusen ablenken, mit denen ich ihn wieder das Fischen lehren wollte. Er verhielt sich sehr still und so nahm ich ihn von neuem in die Arme, um ihn nach Hause zu tragen. Als ich ihn in die Höhe meiner Brust hielt, fühlte ich, wie sich ein Band entschlang wie etwa ein schwarzer Arm mein Gesicht streifte. Es war sein langer welliger Hals, der herabsank. So lernte ich, dass Schwäne nicht singen, wenn sie sterben.»

Geschichten wie diese Kindheitserinnerung können neben andern Geschichten stehen und diese neben Kapiteln, die eigentliche Porträtgalerien sind, Galerien von Politikern oder Schriftstellern, wobei sich Neruda als Autor erweist, der mit ein paar Worten eindrücklich charakterisiert. Etwa, wenn er den peruanischen Dichter Vallejo, der in Paris praktisch vor Hunger starb, auf folgende Weise zeichnet: «Dichter einer runzeligen Poesie, beim Berühren beschwerlich wie Urwaldhaut.»

Geschichten, Porträts, reflektierende Passagen und fabulierende Seiten, die einzelnen Kapitel durch lyrische Auf- oder Abgesänge getrennt – dieses lockere Kompositionsschema ergibt sich aus der Art, wie die Autobiographie niedergeschrieben wurde. Während Jahren hat Neruda, zuweilen mit langen Unterbrüchen, an diesen «Heften» diktiert. Seine Frau Matilde und ein Schriftsteller-Kollege machten sich an die chronologische Ordnung. Es war Neruda noch vergönnt, Allendes Sturz und die faschistische Brutalität auf

das Papier zu bringen. Eine endgültige Redaktion des Buches war nicht mehr möglich, was etwelche Unstimmigkeiten mit sich brachte.

«Ich will diese Bilder sammeln, ohne Zeitfolge, wie jene Wellen, die kommen und gehen.»

Indem der Autobiograph der eigenen Person vor allem die Augen nach aussen öffnet, kann diese eigene Person zuweilen in den Hintergrund treten. Sie ist Anlass und nicht Ziel der Darstellung. So ist die Autobiographie nie in dem Masse Selbstporträt, wie dies etwa bei einem anderen Lyriker, bei Wladimir Majakowski, der Fall ist, der für die Gesamtausgabe seiner Werke 1922 eine Autobiographie verfasste: ein Meisterstück der Abbreviatur, wo zu einem Stichwort unter Umständen nur ein paar Sätze zu lesen sind; ein scharf gezeichnetes Selbstbildnis. Was Neruda an Schärfe verliert, macht er durch Weltfülle wett.

Der Blick nach aussen bedeutet aber nicht, dass sich der Selbstbiograph dem Erinnerungsstrom und dessen Material überlässt, bis zu dem Grad, dass dieser und dieses selbständig werden. Dies ist einem Dichterfreund von Neruda widerfahren, Rafael Alberti. Neruda lernte ihn in Madrid kennen, und der spanische Bürgerkrieg war für beide das entscheidende politische Bildungserlebnis; sie wurden darob zu Dichtern der Strasse. Alberti, der mit äusserster Konsequenz ein antifaschistisches Exilleben führte, schrieb in diesem Exil seine Autobiographie *«Der verlorene Hain*⁶». Darin schildert er seine Kindheit und die ersten Anfänge eines Schriftstellerlebens. Er gibt sich in einer Weise den Einzelheiten hin, dass das Lese-Interesse sich sehr oft von der Person abwendet und zu einem Spezialisten-Interesse werden muss.

Nun ist bei Neruda die Welterfahrung schon deswegen abenteuerlich und gewaltig, da er ja nicht nur Dichter, sondern Politiker und Diplomat war. Allerdings beides in ungewöhnlicher Art. Als Konsul in Madrid setzte er sich so sehr für die republikanische Sache ein, dass er den Dienst quittieren musste. Ein Regierungswechsel in Chile ermöglichte es ihm dann allerdings, die Emigration spanischer Republikaner nach Chile zu organisieren. Und er, der nach dem Zweiten Weltkrieg zum kommunistischen Senator gewählt wurde, musste bald untertauchen, da seine Partei verboten und er von der Polizei gesucht wurde bis ihm die Flucht ins Ausland gelang. In ein Exil, das ihn nach Europa, nach Russland und China führte. Und er, der am Ende seines Lebens sein Land als Botschafter vertrat, erlebte bald darauf, wie die Regierung, die seinen Vorstellungen entsprach, in einem blutigen Putsch zusammengeschlagen wurde.

Ein Leben zwischen höchster Auszeichnung und Verfemung, eine Karriere, welche die Illegalität und die Anerkennung in Form des Leninpreises und mit einiger Verzögerung des Nobelpreises erfuhr, das ist eine Falllinie und eine Spannweite, die allerdings nicht nur zu Neruda, sondern zu vielen

anderen lateinamerikanischen Autoren gehört. Auch ein anderer lateinamerikanischer Nobelpreisträger, Miguel Angel Asturias, erlebte, wie ihm die Polizei seines eigenen Landes bis ins Ausland nachstellte und wie ihn das gleiche Land eines Tages zum offiziellen Repräsentanten erkör.

Nur schon vom autobiographischen Material her also erhalten Nerudas Memoiren ihre Bedeutung. Aber nicht nur, denn Neruda schreibt nicht nur die Autobiographie eines Mannes namens Pablo Neruda, der 1904 im Süden Chiles geboren wurde. Sonder er schreibt immer zugleich die Autobiographie eines Dichters, der das Pseudonym Neruda wählte. Und so findet man auch immer wieder die Formulierung «*Wir Dichter ...*».

«*Wir Dichter haben immer geglaubt, dass unsere grossen Ideen uns bereichern, dass wir Genies sind, die Geschäfte planen, wenn auch unverstandene Genies*», heisst es ziemlich am Anfang dieser Memoiren. Aber schon ein paar Seiten später liest man, als Neruda davon berichtet, wie er an einer Strassen-demonstration von Studenten teilnimmt:

«*Von dieser Zeit an mischte sich in Abständen die Politik in meine Dichtung und in mein Leben. Ich konnte meinen Gedichten nicht die Türe zur Strasse verriegeln, wie ich in meinem jungen Dichterherzen auch nicht die Türe zur Liebe verriegeln konnte, zum Leben, zur Freude, zur Trauer.*»

Was Neruda vorlegt, könnte Aufnahme finden in die einst von Herder geforderte «*Bibliothek der Dichter über sich selbst*», und Nerudas Beitrag wäre, die Autobiographie des «*Engagements in der Poesie*» verfasst zu haben. Eines Engagements, das seine Entwicklung und seine Etappen hat:

«*Ich gedachte mich meiner literarischen Arbeit mit mehr Hingabe und Kraft zu widmen. Die Berührung mit Spanien hatte mich gestärkt und ich war gereift. Die bitteren Stunden meiner Dichtung mussten ihren Abschluss finden, der schermütige Subjektivismus meiner <Zwanzig Liebesgedichte> und die schmerzliche Leidenschaftlichkeit von <Aufenthalt auf Erden> gingen ihrem Ende zu. Mir schien, als wäre ich einer unterirdischen Ader auf der Spur, nicht im unterirdischen Gestein, sondern zwischen den Blättern der Bücher. Kann Dichtung unseresgleichen nützen? Kann sie die Kämpfe der Menschheit begleiten? Lange genug war ich auf dem Gelände des Irrationalen und Negativen gewandelt. Ich musste einhalten und den Weg des Humanismus finden, der verbannt war aus der zeitgenössischen Literatur und doch so tief verwurzelt im Trachten der Menschen.*»

Aber er, der sich für eine Dichtung entschied, die auf die Strasse geht, für die «unreine» Dichtung⁷, wie er es einmal nannte, der sich rühmte, dass er ein Dichter seines Volkes wurde – er hat bei aller Verpflichtung, die er sich stellte, nie das Recht auf die schöpferische Phantasie aufgegeben:

«*Was den Realismus betrifft, so muss ich sagen, weil er mir widersteht, dass ich ihn hasse, wenn es um Poesie geht. Mehr noch, die Poesie hat keinen Grund,*

über- oder unterrealistisch zu sein, sie darf jedoch antirealistisch sein. Und dies mit allem Recht, mit allem Unrecht, das heisst mit aller Poesie.»

Die Poesie wird nicht dem Engagement geopfert, sondern das Engagement kommt zu seiner Poesie. So kann das Wort Schönheit ohne schlechtes Gewissen verwendet werden. Die Dichtung wurde zur grossen Ode, auch wenn sie von Verzweiflung spricht. Und so ist auch die Autobiographie eine breit angelegte Ode, welche die Welt in ihrer Totalität feiert, eine Demonstration poetischer Vitalität: «*Ich bekenne, ich habe gelebt*» – der Akzent liegt nicht auf dem Bekennen, sondern auf dem «*ich habe gelebt*». Ein Leben, das über sich selber hinausweist. Von da aus sind auch die Sätze zu lesen, mit denen Neruda seine Autobiographie einleitet:

«Vielleicht habe ich nicht in mir selbst gelebt. Vielleicht habe ich das Leben vieler anderer gelebt. Mein Leben ist ein Leben aus allen Leben: den Leben des Dichters.»

¹Pablo Neruda, «*Ich bekenne, ich habe gelebt*». Memoiren. Luchterhand-Verlag, Darmstadt 1974. – ²Der «*Canto General*» ist in dem Band «*Neruda Dichtungen*», enthalten, der, abgesehen von den letzten Bänden, das gesamte lyrische Schaffen in der Übertragung von Erich Arendt enthält. Er ist 1977 in einer Neuauflage bei Luchterhand (Darmstadt) herausgekommen. – ³Pablo Neruda, Liebesbriefe an Albertina Rosa. Zusammengestellt, eingeführt und mit Anmerkungen versehen von Sergio Fernandez Larrain. Aus dem Spanischen von

Curt Meyer-Clason. Insel-Verlag, Frankfurt 1975. – ^{4/5}«*Die Verse des Kapitäns*» und «*Zwanzig Liebesgedichte und ein Lied der Verzweiflung*» sind zusammen mit «*Der rasende Schleuderer*» auf spanisch und deutsch unter dem Titel «*Liebesgedichte*» in der Sammlung Luchterhand erschienen. Luchterhand-Verlag, Darmstadt 1977. – ⁶Rafael Alberti, *Der verlorene Hain*. Insel-Verlag, 1976. – ⁷Pablo Neruda, *Poésie impure*; deutsch von Hans Magnus Enzensberger. Hoffmann und Campe, Hamburg 1968.

Die Phrasen

*galoppieren durch das Land,
als gäbe es keine Bangigkeit mehr.
Man kann nur versuchen,
manchmal ein paar Worte zu sagen,
damit es für Augenblicke
wieder still wird.*

Aus: Walter Helmut Fritz, Schwierige Überfahrt, Gedichte, Hoffmann und Campe, 1976.